

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

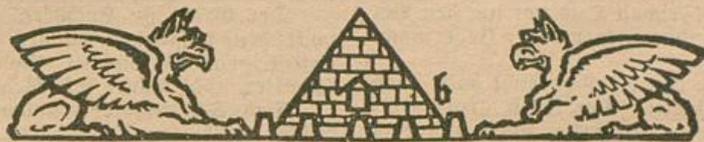
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

17.1.1937 (No. 3)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 3



17. Januar 1937

Gottlieb Graef / Juliana von Stockhausen
Eine badische Dichterin

Nachdem der derzeitige Ausbau des Karlsruher Scheffel-Museums zu einem Badischen Dichtermuseum bereits vor zwei Jahren mich brieflich mit der Dichterin in Berührung gebracht hatte, war mir seitdem gelegentlich des alljährlichen Besuchs meiner fränkischen Heimat wiederholt in ihrem dortigen ländlichen Heim sowie in meiner benachbarten Vaterstadt Adelsheim, wertvoller persönlicher Gedankenaustausch mit der ebenso anmutigen als geistreichen Frau beschieden. Geboren wenige Tage vor der Jahrhundertwende, in Jahr als die Tochter des späteren Oberleutnants von Stockhausen und der geb. Freiin Olga Rüdiger von Colenberg-Eberstadt, vermählte sie sich mit dem Grafen Ferdinand von Gatterburg in Wien. Von da übersiedelte sie vor einigen Jahren nach dem alten Herrensitz ihrer Väter, der esenern- und turmbewehrten Wasserburg derer von Rüdiger in Eberstadt. Diese birgt zahlreiche Erinnerungsstücke an eine große Vergangenheit, von denen namentlich die Bildnisse des Ahnensaals Erwähnung verdienen. Den Kenner der Stockhausenschen Muse fesseln da vor allem die Selbstbilder des Greif und seiner Camilla, jener im Kriegskleid der napoleonischen Zeit, diese im Empiregewand und Lockenarrangement im Stil der Königin Luise. Aus der oberen Bildreihe grüßt auch der Urgroßvater Julianas herunter, der mir persönlich noch wohlbekannte Freiherr Rudolf Rüdiger von Colenberg-Eberstadt. Dieser war ein naturheilkundiger Menschenfreund nach Art des Sebastian Kneipp, der in selbstloser Weise vielen Kranken der Gegend mit wirksamen Hausmitteln geholfen und darunter im Jahr 1869 auch meinen schwer an Epilepsie erkrankten, heute noch lebenden Bruder mit dauerndem Erfolg geheilt hat. In atavistischer Folge hat unsre Dichterin gleichfalls von des Urgroßvaters naturheilkundlichem Geist einen kräftigen Hauch verspürt, der sie befähigt, mancher in der Familie auftretenden Krankheit mit einfachen Mitteln zu begegnen.

Hier, auf dem Grund und Boden der Vorfahren, deren Weister sie in den Mauern des ehrwürdigen Herrenhauses umschweben, konnte die schon im fünfzehnten Lebensjahr erwachte Lust zu historischem Fabulieren sich ganz entfalten und namentlich auf dem Gebiet des Familienromans schönste Früchte zei-

tigen. Von ihrer reichen Produktivität zeugen bis jetzt die Werke „Das große Leuchten“, „Brennendes Land“, „Die Lichterstadt“, „Die Soldaten der Kaiserin“, „Drei tolle Geschichten“, „Greif“, „Vom nordischen Geist“, „Meister Albert und der Ritter“, „Eine Stunde vor Tag“, „Paul und Rana“, „Maria und der Maler“. Der zur Zeit im Entstehen begriffene Familienroman aus dem 17. und 18. Jahrhundert betitelt sich „Herr Johann Ernst und die Seinen“. In diesen Bänden hat die von poetischem Feingefühl, schöpferischer Kraft und edlem Sprachgefühl geleitete Feder aus vergilbten Blättern alte Zeiten in lebendiger Farbenpracht wiedererstehen lassen sowie eigene Erlebnisse packend geschildert, alles wohlthuend vom Ewigweiblichen durchgeistigt u. zu lebenswahrer Kunst gestaltet. Auch persönlich sich mit der kenntnisreichen Dichterin in den Geist der Zeiten zu versetzen und über literarische oder geschichtliche Fragen zu sprechen, sowie aus bescheidenem Mund Näheres aus ihrer Dichterwerkstatt und über ihre künstlerischen Pläne zu hören, ist ein Genuß und ein Gewinn. Bekanntlich macht man sich von einer besonders interessierenden, in ihrer äußeren Erscheinung noch unbekanntem Persönlichkeit auf Grund des von ihr Gehörten oder Gelesenen nicht selten ein der Wirklichkeit widersprechendes Bild. So dachte ich mir auch die Verfasserin der von Krieg und Kriegsgeschrei widerhallenden historischen Romane als eine heroische stämmige Gestalt mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein. Wie überrascht war ich bei der ersten Begegnung, einer schlanken Weiblichkeit voll Anmut, Milde und Bescheidenheit gegenüberzutreten.



(Archiv A. L.)

Juliana von Stockhausen

Ihr zur Seite der geistesverwandte Gatte, der, gleichfalls auf literarischem Gebiet erfolgreich tätig, neuerdings besonders durch die Herausgabe der Erinnerungen der letzten österreichischen Kronprinzessin Stephanie. „Ich sollte Kaiserin werden“ bedeutungsvoll hervorgetreten ist. So erfreuen sich die beiden Ehegatten in idyllischer Einsamkeit und ländlicher Stille, inmitten des romantischen Zaubers des altersgrauen Ahnenschlosses und im Kreise blühender Kinder eines reichen Geisteslebens und eines schönen Familienglücks.

Juliana von Stockhausen / Die badische Brigade an der Beresina

Aus dem Roman „Greif“. (Verlag Kösel & Pustet, München)

Ein Konvoi von einundvierzig Wagen aus Karlsruhe stieß auf die Brigade Hochberg während des Marsches nach Borissow. Er enthielt Lebensmittel, Monturen, Schuhe und Arzneien. Es war auch Suppengriech dabei, eine neue Erfindung, welche aus getrocknetem Fleisch und Getreide bestand, mit etwas Wasser vermenget ergab es eine gute Suppe. Die Mannschaft marschierte mit gehobener, fast froher Stimmung weiter, die Musik spielte, etliche Kompagnien sangen. Da aber die Kälte mächtig stieg, zwang sie die Musikanten zum Verstummen. Still ging der Zug weiter.

Wind strich vom Norden, ungeheuerer Schneewolken trieb er vor sich her, die Luft begann wie mit Nadeln zu stechen.

Als sich die Brigade Alt-Borissow näherte, geriet sie in dicke Schwärme von Fliedern aller Korps, es waren nicht nur Soldaten, die in ihren zerlumpten Monturen dahinwanderten; Beamte jeder Art, Marktender, französische Kaufleute und Schauspieler aus Moskau, sowie deren Frauen, zu Fuß und zu Wagen, trotz ihrer Pelze entsetzt von der Kälte, strömten der Beresina zu.

Unterhalb Borissow fielen Schüsse und jenseits des Flusses hörte man die Kanonade, die Marschall Dudinot um den Besitz der Rückzugsstraße nach Sembin gegen die Uebermacht Tschitschagoffs führte.

Als der General von Hochberg den Fluß erreicht hatte, ließ er halten und suchte sich zu orientieren. Der Fluß, große Eisschollen treibend, mochte hier hundert Schritte breit sein und fünf Fuß tief. Die sumpfigen Niederungen der Ufer waren durch den Frost gebunden. Finstere Kiefernwälder schienen die Nacht zu sich heranzulocken. Auf Befehl des Kaisers hatten die Pioniere des Generals Eblé zwei Brücken über den Strom geschlagen, wozu sie die Balken, in Ermangelung alles anderen, den elenden Hütten Studientkas entnehmen mußten. Oft bis an die Brust im Wasser stehend, opferten die braven französischen Pioniere und Sappeure ihr Leben für die Rettung der Armee. Ueber die rechte Brücke zogen in unentwirrbarem Anäuel Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Fuhrpark. Der linke Uebergang war noch nicht ganz vollendet, und dort erblickte Hochberg den Kaiser. Der General setzte sich mit seiner Brigade in Marsch.

„Die Brigade Hochberg meldet sich Eurer Majestät untertänigst zur Stelle.“

„Ah, mein junger Freund!“ sagte der Kaiser und sah den Grafen an, es war, als ältte das erhöhte Leben von seinen Augen in die Hochbergs.

„Das ist gut, gehen Sie sogleich, als diese Brücke beendet sein wird, über die Beresina und verstärken Sie Dudinot, mein braver, junger General.“

Dunkelheit breitete sich dichter und dichter herab. Im Schein der Wachtfeuer strömten Soldaten über die Niederung, schwer ächzend, zum äußersten angespannt zogen die Pferde das Geschütz über den krachenden Morast, die Mannschaft hing in den Rädern, schob, trieb, schrie: „Allons, allons vite — vorwärts Kameraden, vorwärts!“

Die Balken der Brücken ächzten, schwankten, bogen sich. Tausend Hufe klapperten, tausend Räder knirschten. Eilends rollten leichte Wagen, Damen saßen darin, Offiziere und Beamte, zu den Brücken; strömende Menschenmassen trieben die Pferde ab, die Tiere stiegen, Deichseln brachen, entsetzte Frauenschreie stiegen wie Schwalben über den stumpfen Lärm.

Die Brücke für das Fuhrwerk brach. In den sackelüber-sprühenden Wassern trieben entsetzlich kämpfende Pferde, Menschen versanken, ein pelzbefestigter Frauenmantel schwebte langsam flussabwärts.

Der Kaiser stand auf der Brücke und vier Stunden sahen die Pioniere, die bis an die Brust in dem eisschollentreibenden Wasser hingen, das Gesicht des Kaisers über sich.

„Allons vite, allons! Im Namen des Kaisers, vive l'Empereur! Vorwärts!“ und wieder wälzten sich Geschütze, Lastwagen, Menschen und Pferde über die Brücke.

Andere aber lagen an den Wachtfeuern und wie langsam das Feuer niederbrannte, schien auch in ihnen alles Leben und jeglicher Wille zu erlöschen. Noch vermochten sie sich zu retten, aber sie besaßen nicht mehr die Kraft, den Entschluß des Aufstehens zu fassen, die Kraft, ihre müden Köpfe zu bewegen und den Willen, sich dem stüchtig tobenden Menschenstrom anzuvertrauen.

Die Wachtfeuer brannten nieder.

Schwer wie Altemstöße eines Kranken rang sich das Licht aus Wolkensäcken, als der Tag nahte.

Es mochte auf acht Uhr gehen, aus schwarzgrauer Dämmerung lösten sich die Konturen aller Dinge. Ein rötlich-brauner Streifen stand im Osten, weh wie der Mund eines Fieberkranken. Der Nordwind trieb schwere Wolken, es begann wirbelnd zu schneien. Auf dem rechten Ufer setzte das Geschützfeuer Tschitschagoffs ein. Zwei Stunden schlugen sich dort Ney und Dudinot, als gegen zehn Uhr auf dem linken Wittgenstein den Kampf gegen Marschall Victor eröffnete. Der Marschall befahl die Brigade Hochberg zu sich. Hatte der Uebergang am vorigen Abend genug Mühsal gekostet, so war das Zurückkommen nun doppelt schwer. Wieder strömten Pionier, Marktender, Kolonnen und Reiter zum rettenden Ufer, indes die Brigade sich Schritt um Schritt ihren Weg erkämpfen mußte. Etliche Reiter versuchten den Fluß zu durchschwimmen, aber die Eisschollen trieben sie ab, andere blieben im Sumpf stecken.

Auf den Brücken bäumten Pferde, krachend rissen sie ein Geschütz mit sich in die Tiefe; Vermundete wurden zu Boden getreten, unter entsetzlichen Schreien verloren sie die Planken unter den Füßen und stürzten in die träge, schwarze Flut. Es schneite. Die Flocken wurden größer und dichter.

Der Graf von Hochberg, der Schritt um Schritt mit dem hochenden, steigenden Fuchsen erkämpfte, sah sich zuletzt genötigt, abzusteigen. Feldwebel Bofsch nahm den General auf die Schulter und bahnte sich Weg.

Das Schneetreiben nahm zu, wütender fauchte der Wind, dichter wirbelten die Flocken. Bei Studientka donnerte das russische Geschütz, knatterte das Gewehrfeuer der Polen.

Der Marschall wies Hochberg seine Stellung an. Die Brigade lehnte mit dem rechten Flügel an die Beresina, mit dem linken an die letzten Häuser von Studientka. Bergner und Polen verstärkten die Linie, die Kavallerie deckte den linken Flügel.

Düster breitete ein kleines Kieferngelölz sich zwischen ihnen und dem Feinde aus.

„Herr General! Die Russen!“ ehe er noch den Satz vollendet, riß eine Granate den Ordonnanzhusaren hinweg. Schlag auf Schlag dröhnte heran, die aufgerissene Erde spie Stein und Schollen, Pferde wälzten sich, schwerlich zerstückt, aus dem Wäldchen quoll russische Infanterie.

„Trommelmarsch! Zum Angriff vor! Mir nach Kameraden!“ Mit geschwungenem Degen ging der Graf von Hochberg an der Spitze seiner Brigade gegen den Feind.

Granaten, Gewehrfeuer, tödliche Salven zerrissen das Schneetreiben auf Augenblicke.

Menschen brüllten, zum Angriff entflammt: „Es lebe der Kaiser!“ und wälzten sich, tödlich getroffen, unter Schmerzensschreien auf der schneebedeckten Erde.

Die Brigade Hochberg eroberte das Kieferngelölz.

Inzwischen erreichten die russischen Kanonenkugeln die Masse der Flüchtenden an der Brücke. Dumpf dröhnend grub sich das erste Geschöß in die Flut, das Wasser strudelte, Eisschollen schwankten und splitterten. Eine Frauenstimme schrie, schrie, schrie; mit emporgehobenen Händen stürzte das Weib vor — stieß gegen die wogende Menschenmauer, prallte zurück, die zweite Granate explodierte, das Weib stürzte unter wahn-sinnigem, schreiendem Gelächter in den Fluß, verlor den Boden, trieb ab und ging unter.

Pferde rasten gegen die Brücke. Menschen fielen, andere wälzten sich hilflos darüber hinweg. Granaten rissen das Wasser auf, nach allen Seiten flogen Eisschollen, Granaten schmeterten in die Trokswagen, lichterloh brannte der Marktender-tram und wahn-sinnig hob die Menge gegen die Brücken.

Es schneite, es schneite, barmherziger als die Menschen hüllte die Natur die Szenen des Entsetzens in ihre weißen Schleier. Als der Leibjäger mit den Pferden den Grafen von Hochberg erreichte, lag der Schnee eine halbe Elle hoch auf den Sätteln. Vermundert betrachtete Hubbauer das Gesicht seines Herrn, langsam sagte er: „Halten zu Gnaden, Herr General, wenn man den Herrn General anquadt, wird einem wieder zu-ver-sichtlich zumut.“

„Es ist kein Grund, sein Herz zu verlieren“, rief Hochberg. „Se, Strauch, wo steckt der General Daendels?“

„Der Herr General Daendels lassen sich entschuldigen und bitten den Herrn General, statt seiner zu kommandieren, er habe kein Pferd.“

Hochberg gab dem Fuchsen die Sporen und galoppierte zu der Gruppe des Marschalls Victor: „Herr Marschall, es heißt, General Daendels habe kein Pferd, ich kann ihm jetzt mein zweites zur Verfügung stellen.“

Der Marschall sah ihn an, zwinkerte und sagte: „General, machen Sie Ihre Leute zum Feuern bereit, die Kavallerie reitet Attacke.“

Hochberg wandte das Pferd.

Trompetensignal schmetterte zum Angriff; im Sturm klatschte und knatterte das enthüllte Fahnentuch, hoch spreizte der Greif die Fänge. Hessische Chevauxlegers und badische Husaren ritten die Attacke.

Der Oberst von Laroche ritt vor, wuchtig griff der Scheitel aus, der Säbel sauste aus der Scheide, ein silbernes Band im Hosenstieben und dann rot umwunden von des Sieges blutigen Zeichen.

„Es lebe der Kaiser!“

Seulender Sturm, eisnadelgepeitschte Luft und im grauen Weste: Tatarenpferde, Kalmitengesichter, fellüberleckt; russische Kürassiere in Silber, und Kosaken mit wildem Hurra; Panzen splitteln, niederkrachende Säbel spalten Hirn und Hirn, die Nagaika saust! Mann gegen Mann, Husar gegen Husar, gegen Kürassier — wiehernde, steigende Pferde, kämpfende Männer, sterbende Männer, siegende Chevauxlegers und Husaren, und der Schrei: „Es lebe der Kaiser!“

Als der Oberst von Laroche, breit klappte ihm vom Ohr zum Mund die Wunde, den Schreden zum Stehen brachte, war das Feld frei. Er atmete tief, wuschte das Blut aus dem Gesicht, so wie einer, der aus teuflischem Traum erwacht, die Augen reibt, wandte sich im Sattel und sah umher. Stockte ihm das Herz, klopfte an seiner Wange das fliehende Blut? Der Oberst von Laroche schrie auf, nein, nicht schrie, brüllte so wie ein Elenchisch, dem in hohen Kluchten tödlich das Blei zu Herzen fährt — dreihundertfünfzig Mann hatte er geführt, er sah die Stange und fünfzig Reiter.

Aber der Feind war gewichen.

*

Auf der rechten Seite der Beresina leitete Marschall Ney unter den Augen des Kaisers den Kampf. Marschall Dudinot war verwundet, blutend trug man die Generale Rapouzeff und Bogrand aus der Schlacht.

Am Nachmittag gelang es Tschitschagoff nach achttündigem Kampf in Stachow einzudringen. Aber mit den letzten, wahnwütig gesteigerten Kräften stürzten sich die französischen Kürassiere auf den Feind und eroberten Stachow zurück. Die Russen, die einen Verlust von etwa zehntausend Mann erlitten hatten, wichen und die Straße nach Sembin war frei.

Tausende sanken zum letzten Schlummer auf die frostharte Erde. Hunderte versanken in den Fluten der Beresina, unzähliger Trost fiel in des Feindes Hand, aber die Straße des Rückzuges war frei — frei wie die Tore des Todes —.

*

„Rrrtum-tum, rrrtum-tum, rrr —“ die Schläge rasselten. Der letzte Tambour war gefallen, Sergeant Julius Kraus ergriß die Trommel, hämmerte: „Vorwärts — rrrtum-tum.“

An der Spitze der kleinen Schar lief der Graf von Hochberg, den Trommler neben sich, Offiziere und Mannschaften härmten noch einmal den Wald, warfen noch einmal die Russen und der lebendige Wall ihrer Leiber deckte den Uebergang über die Beresina.

Die Nacht sank, o gnadenreiche Dunkelheit, milder Schleier über dem Grauen des Schlachtfeldes. Die Reste der Brigade sammelten sich unterhalb Studientas.

Um Mitternacht befahl der Marschall dem General Hochberg, mit seinen Truppen über den Fluß zu gehen. Das Schneetreiben hatte aufgehört, eisiger Sturm blies den Himmel klar, rote Sterne funkelten aus dem zerrissenen Gewölk. Langsam schoben sich die Leute von Studienta herab an die Brücke. Das Licht der brennenden Trostwagen beleuchtete die Niederung. Im Augenblick, da die Husaren begriffen, daß die letzten Reiter Truppen über den Fluß gingen, geriet die Masse von Soldaten, Beamten, Weibern, Pferden und Wagen in schauerliche Erregung. Ineinandergekeilt, wie Schwärme Bienen, wogten und stießen die Tausende vorwärts.

Eingekeilt neben einem brennenden Wagen, zwischen Pferden und Menschen, erblickte Hochberg den Obersten von Laroche. Noch klappte unverbunden vom Ohr zum Mund die Wunde, aber das Blut war in breitem Rinnsal gefroren. Da erariff Hochberg eine unbeschreiblich wilde leidenschaftliche Wut. „Und wenn wir alle zum Teufel gehen, der Oberst muß gerettet sein!“ Er trieb den Fuchs an, stürzte vorwärts, vor ihm bäumte sich ein Pferd, er stach es mit dem Bajonett nieder, Menschen stieß er beiseite, rasend in wütender Liebe stürmte er durch den Räudel, riß mit der freien Hand, in ihm entfesselten sich Riefenkräfte, den Obersten heraus; der Oberst sah hinter Hochberg auf dem Pferd.

Sie waren auf der Brücke. Aneinandergepreßt, schoben und trieben die Soldaten über die ächzenden Planen. Auf dem

rechten Ufer herrschte tiefe Dunkelheit, einige Feuer brannten, aber die Stille der zu Tode Erschöpften war so tief, daß sie die Dunkelheit zu verstärken schien. Lautlos sanken die Leute nieder, sie lagen im Schnee, weder Hunger noch Kälte schienen für sie vorhanden, das Gefühl der Rettung, verbunden mit todesähnlicher Erschöpfung, benahm ihnen jede andere Empfindung. Starr, unfähig, auch nur noch ein Feuer zu entzünden oder aufzusuchen, fielen sie nieder, um auf der Stelle einzuschlafen.

*

Als der Tag anbrach, er kam spät und mit starkem Schneefall, ließ Marschall Victor die Brücken in Brand stecken. Einige tausend Menschen, unzähliger Trost, aber nur drei Geschütze und einige Pulverwagen fielen in die Hände des Feindes.

Die große Armee setzte in unaufhörlicher Flucht ihren Weg in der Richtung auf Sembin und Mosodetschno fort. Am zweiten Dezember übernahmen der Graf von Hochberg und General Maison mit dem Rest ihrer Truppen die Arriergarde. Die Kälte stieg.

„Kosaken! Kosaken!“ Der Angstschrei riß die Flut der Husaren und Nachzügler vorwärts. Indes die Nachhut gegen den Feind vorging, ließ der General von Hochberg die schmale Rückzugsstraße freimachen; noch immer flohen Husaren in regellosen Scharen vorbei, Geschütze rasselten in die befohlene Stellung und die Schlitten der Flüchtigen sausten durch den Wald. Von der eisernen Notwendigkeit gezwungen, sperrte schließlich der Graf die Straße und ließ niemand mehr passieren. Das Gefecht entwickelte sich mit jäher Heftigkeit.

Pferde, unfähig die Train- und Geschützwagen weiter über die hügelige Straße zu ziehen, standen kläglich wiehern am Weisbaum. Dann und wann blitzten die Schiffe der verfolgenden Kosaken durch die sinkende Nacht.

Defters stießen sie auf die Leiber, der in den Schnee Hingefunkenen, über deren Müdigkeit der Tod seine Fittiche gestreckt hatte. Vor und nach ihnen zogen Leute derselben Brigade, aber sie waren zu erschöpft, um miteinander zu sprechen.

Mlja brannte, ein kleiner Ort von wenigen Häusern. Die Hitze belebte ihre gesunkenen Kräfte, Alexander sammelte die Mannschaft um sich und es gelang ihm zu Hochberg vorzustößen. Der Graf hatte ein von den Husaren besetztes Bivouac räumen lassen und verteilte hier den letzten Suppengrieff, der sich noch vorfand. Um das Wachtfeuer geschart, saßen schweigend die Offiziere und schlürften die heiße Brühe.

Der Graf erhob sich und schritt zu der Mannschaft. „Kerls“, rief er, „laßt die Feuer nicht ausgehen, bei der Kälte müßt ihr es mit dem Leben bezahlen.“

Einige antworteten, die meisten lagen in todesähnlicher Erschöpfung.

Als in der Frühe die Vorposten eingezogen wurden, war ein Piket von fünfzehn Mann erfroren, der Tod war über sie gekommen, wie der Dieb in der Nacht — was er fand waren die Kleinode der Seelen, getreu der Pflicht, bis zum letzten Atemzuge.

*

Als die Nachhut in Mosodetschno einrückte, stand der Kaiser im Schloßhof. In seinem erbsgrünen, polnischen Rock, eine Fuchspelzmütze auf dem Kopf, das Fell schien warm und lebendig im Gegensatz zu der fahlen Haut, hob sich der Kaiser von den hohen, verschneiten Hecken wie ein Steinbild ab.

Der Graf von Hochberg marschierte mit seinen Truppen über die Brücke, der Kaiser winkte ihn zu sich heran; mit einer Stimme, bar jeden Klages und jeder Regung, sagte der Kaiser: „Junger Freund, ich bin sehr zufrieden mit Ihnen und Ihren Badenern — Sie sehen mich so seltsam an, General, was denken Sie?“

„Sire, ich denke, daß die geteilte Not ein eisernes Band um Sie, Sire, und die Armee windet.“

Im selben Tone wie vordem antwortete der Kaiser: „Diese Deutschen haben ein träumerisches Gemüt.“

Indem sie noch sprachen, Klang der tiefe Ton russischer Hörner herüber, sofort antworteten die im Parke aufgestellten Geschütze.

„Gehen Sie, junger Freund, schützen Sie den Rückzug der Armee“, bewegte der Kaiser lässig die Hand.

„Es lebe der Kaiser!“ rief Hochberg, an der Spitze seiner Truppen warf er sich auf den Feind.

Als das Gefecht mit der sinkenden Nacht abbrach, die Russen wichen, hatte der Kaiser Mosodetschno verlassen.

Hochberg, vom Widerstreit der Empfindungen durchwühlt, rief: „Grolman, der Kaiser wird die Armee verlassen, Grolman, der Kaiser!“ und der arme junge Mensch sank vornüber auf die Brust des Offiziers und dumpf stöhnend flüsterte er in den alten Waffenrock des Kameraden: „Wird uns verlassen, Grolman — und von siebentausend Landeskindern sind mir ein

paar hundert geblieben, allein. Grolman, verraten! Der Kaiser sorgt nicht mehr, niemand sorgt mehr — Grolman, nur wir allein, ganz allein! Grolman der Kaiser verläßt uns, und ich habe auf ihn gebaut gehabt! So viele Opfer, siebentaufend Brüder und nun das! So ihm vertraut, Grolman — bis zum Letzten, Allerletzten — und nun verläßt er uns.“

Ungefüßig streichelte Grolman den zuckenden Rücken. „Lieber Hochberg, denken Sie, daß ihn seine Pflicht nach Paris rufen wird, er kann uns dort mehr helfen wie hier, lieber Hochberg.“

„Nein!“ schrie Hochberg, das Feuer sprang in seine blauen Augen. „Ein kalter Rechner wirft das verlorene Spiel aus seinen Händen.“ Und bitter klagend: „Grolman, vor fünf Stunden noch sah ich ihn ins Auge und in meinem Herzen schwor ich ihm um unserer gemeinsamen Not willen noch einmal Treue. — Er flieht! O Feigheit, namenlose Feigheit, die von dem sinkenden Schiff in den rettenden Kahn hinüberspringt, Grolman, er verriet uns — Gott wird uns rächen — Gott! Grolman.“

Mitternacht kam. Das Schneelicht glüherte im Widerschein des Mondes, der groß am Himmel stand. Langsam marschiereten die Vierhundert aus Moslobelshno, der Schnee knisterte unter ihren Füßen, Wölfe heulten aus den Wäldern und die erschreckten Pferde zitterten. Die Kälte war auf etwa zwanzig Grad gestiegen.

*

„Die Fahnen“. Hochberg von seinen wenigen Offizieren und Leuten umringt, schnitt mit dem Degen das seidene Fahnenstück von den Stangen, die zu schleppen keiner mehr die Kraft besaß und gab sie einigen treuen Unteroffizieren um den Leib. Die Fahnen wurden gerettet.

Der Kaiser floh, Tausende starben, das Heer war vernichtet — aber die Fahnen der Deutschen wurden alle gerettet.

O heilige Fahne, auf die sie die Treue geschworen, sie retteten dich durch die Schrecken Rußlands und Gottes Wille ließ dich übers Jahr aufs neue entfalten. Heilige Fahne, die du verhüllt durch dunkle Jahre wartest, Fahne des einigen, freien Deutschtums — wann wird dich Gottes Wind entfalten?

*

Die Kälte stieg auf dreißig Grad. „Aufstehen, Leute, aufstehen.“

Von Mann zu Mann ging Hochberg, rüttelte ihn, riß ihn mit schwachen Kräften auf. „Laß mich sterbe, schlafe, Herr, laß mich, hin ich hin.“

„Auf Leute, auf, nur noch ein paar Stunden nach Wilna.“

„Ja, Herr, ja —“ und sie vermochten sich nicht mehr zu erheben. Die Leuten um sich geschart, einander stützend, stumpf und todesmatt, nur aus dem letzten Trieb den anderen haltend, erreichte der Graf von Hochberg mit dem Rest der Offiziere und Mannschaften Wilna.

Der Graf von Hochberg hieß sie in der Halle des Hauses, das der Marschall Berthier bewohnte, warten, stieg die Treppe hinauf und ließ sich bei dem Marschall melden.

Es war warm und roch nach Parfüm. Dem der Wärme entwöhnten Mann pulste das Blut hart in den Schläfen. Der Marschall empfing ihn. Er erkannte ihn kaum. Vor ihm stand ein Mensch, die Wangen vom Frost verbeert, härtig, graue Strähnen im Haar, gänzlich abgezehrt, die Generalsuniform völlig zerlumpt.

„Sie kennen mich nicht mehr Marschall?“ sagte der Mann. „Ich bin der General Hochberg vom neunten Korps.“

Berthier stand auf ging näher an ihn heran, aber sichtlich bemüht, seine goldstrobende Uniform mit den Lumpen des anderen nicht in Berührung zu bringen. Räselnd sagte er: „Nicht kenne ich Sie, nun was gibts?“

„Herr Marschall, meine Leute stehen im Haus, ich bitte um anständige Quartiere, Lebensmittel, Arznei und Monturen.“

Berthier lachte ihm ins Gesicht: „Was diese Deutschen nicht alles wollen — sagen Sie mir erst wo Sie Ihre Brigade gelassen haben, Sie, General!“

Da schrie der Mann in Lumpen, und das blaue Feuer seiner Augen brach hervor, Berthier wich zurück, an den Türen standen erblakte Adjutanten.

„Such Er die Brigade auf der großen Straße von Moskau nach Wilna, kehre Er um, Er findet den Weg mit ihren Toten bezeichnet!“

Hochberg wandte sich und schritt hinaus. Und eine Würde war über ihm, die jene nicht hatten.

Schrifttum und Heimatkunde

Prinzessin Stephanie von Belgien, Fürstin von Vongay, Ich sollte Kaiserin werden. Erinnerungen der letzten Kronprinzessin von Oesterreich-Ungarn. (Kochler & Amelang, Leipzig, 1936. 290 Seiten mit 11 Abbildungen. — Geb. 6,80 RM.)

Unter der großen Zahl geschichtlich-biographischer Werke, mit denen in der Nachkriegszeit Fürstlichkeiten und Staatsmänner in die Doffentlichkeit getreten sind, verdient das durch Ferdinand Graf Gatterburg-Stockhausen herausgegebene vorgenannte Buch besondere Beachtung, zumal da es in hohem Maß menschliche Teilnahme an dem Schicksal einer gekrönten Märtyrerin erweckt. Hier berichtet eine geistvolle sympathische Frauengestalt offen und frei über ihr durch eine goldene Dornkrone belastetes „truggewelhtes Glück“ an der Seite eines zwar hochbegabten und zu Hohem berufenen, aber von krankhafter Unrast und Leidenschaft hin und her geworlenen, ihr innerlich fremden Mannes, dem sie, jäh aus ihrer Kindheit herausgerissen, als fünfzehnjährige belgische Königstochter aus rein dynastischem Interesse zugeführt worden war.

Neben dem vorgeschriebten bitteren persönlichen Geschick gewährt die glänzende Schilderung der in ihrer hohen Stellung erlebten farbenprächtigen Festlichkeiten, der Reisen und Besuche an auswärtigen Höfen auch wertvolle Einblicke in die politischen Strömungen und Pläne in der letzten Glanzzeit der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wir treten dabei in persönlichen Verkehr mit den drei deutschen Kaisern und Kaiserinnen, dem russischen Kaiser Alexander III., der Königin Viktoria von England, dem Sultan Abdul Hamid, dem italienischen Königspaar Humbert und Margherita, der edlen Rumänenkönigin Carmen Silva, dem serbischen Königspaar Milan und Natalie, dem Montenegrinerfürsten Nikita, den beiden Bulgarenfürsten Alexander und Ferdinand, dem Marschall Mac Mahon und der unglücklichen Kaiserin Charlotte von Mexiko. Zudem sowohl äußere Erscheinung, Temperament, Gebaren und Geistesart dieser Persönlichkeiten, als auch Milieuschilderungen lebenswahr an unserem Auge vorüberziehen, was alles eine scharfe Beobachtung und ein sicheres Urteil befundet, gerät die Darstellung nie auf eine die Anteilnahme des Lesers etwa lähmende Bahn. Dauernd fühlt sich dieser vom Augenblick gefesselt, er freut sich, hofft und bangt mit der inmitten all des

eitlen Glanzes wehmütig nach dem ersehnten Familienglied ausschauenden Gattin und Mutter.

Aber nur wenige ahnten, wieviel Leid auf die um ihr vermeintliches Glück vielbeneidete junge Frau drückte, welcher Kummer auf ihrem Herzen lag. Ihre Ehe war ein trockenes Nebeneinandergehen ohne gegenseitiges Verständnis, ohne geistige Erhebung, ohne Wärme und Liebe. Für ein edleres Familienleben hatte der Thronfolger keinen Sinn, er ging auf in einer krankhaften Jagdleidenschaft und in Veranigungen oft sehr zweifelhafter Art. Infolge den eingeflochtenen, durch eine konventionelle Herzlichkeit gestützten Briefen hat es den Anschein, als habe er die Gattin und vielleicht auch sich selbst über den drohenden Ernst der Lage hinwegzutäuschen gesucht; erst mit dem den Todesentschluß kündenden, in Faksimile beigehefteten Abschiedsbrief begann es allenthalben schrecklich zu tagen. Mit banger Sorge verfolgen wir die fortschreitende seelische Herrichtung des bei seiner dämonischen Unüeligkeit immer mehr in einen sittlichen und politischen Konflikt versinkenden fürstlichen Gatten, indes gleichzeitig eine ungeordnete, überhastete, nervenzerreibende Lebensweise allmählich auch die Gesundheit verzehrte, so daß er, jeden Halt verlierend, zuletzt nicht mehr die moralische und physische Kraft besaß, sich aus den verhängnisvollen Fesseln zu befreien. Diese Erscheinungen und die unwürdigen Begleitumstände raubten in der Folge der bejammernswerten Dulderin jedes Vertrauen, nur tiefes Mitleid bildete noch die Brücke zu dem Verlorenen. Bis dann schließlich das vom Hof nach außen sorglich zur Schau getragene Scheinlächeln durch die entsetzliche Katastrophe von Mayerling, das der künftigen Kaiserin den Gatten, dem alten Kaiser den einzigen Sohn und der österreichischen Monarchie den Thronfolger raubte, ein grauenvolles Ende fand. Ueber diesem erschütternden Drama läßt dessen überlebendes Opfer nach fünfundsiebenzigjährigem Schweigen den Schleier und zerfließt damit zugleich die mittlerweile darüber entstandenen Regenbögen. Von hohem Seelenadel zeugt dabei die Stellung, die sie gegenüber ihrer letzten Nebenbuhlerin einnimmt, wenn sie sagt: „Die Tatsache, daß die Liebe Mary Welfers zum Kronprinzen tief und echt gewesen ist, sei die Blume, die ich, die betrogene Frau, verzeihend dem beklagenswerten verblendeten Mädchen auf die Ruhestätte lege.“

Gottlieb Graef

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“